

Gedanken zum Dreikönigstag

Reflexionen über die Huldigung der Magier in Mt 2

Franz-Josef Steinmetz SJ, Frankfurt am Main

Nicht nur die „Sternsinger“, die in bunten Gewändern und Kronen mit einem Stern aus Goldpapier von Haus zu Haus ziehen, erfreuen sich allgemeiner und großer Beliebtheit. Nein, – die Geschichte von den Weisen aus dem Morgenland selbst ist es, die immer wieder gerne gehört wird. Zunächst vielleicht einfach deshalb, weil sie auf besonders anschauliche Weise die Wahrheit der Bergpredigt bestätigt: „Wer bittet, der erhält; wer sucht, der findet; und wer anklopft, dem wird geöffnet“ (Mt 7, 8). Schließlich aber enthält gerade diese Erzählung unüberhörbar die Frohbotschaft, daß nunmehr alle Völker in den Lichtkreis der Hoffnung kommen dürfen, die zuvor auf Israel beschränkt schien. Im Unterschied zum nachfolgenden Bericht vom Kindermord in Bethlehem¹ gilt die „Huldigung der Magier“, wie sie auch genannt wird, als ein durch und durch lichtvolles, weihnachtliches Evangelium.

Aber wenn man intensiver fragt, welche existentielle Weisung nun von dieser Geschichte im einzelnen für uns Menschen des 20. Jahrhunderts ausgehe, dann fällt die Antwort nicht so leicht, wie es auf den ersten Blick den Anschein hat. Ich sehe zumindest drei Aspekte, die des Nachdenkens wert sind:

1. die lange Pilgerreise der Weisen,
2. die jüdische Verweigerung von damals und die Berufung der Heiden,
3. das wunderbare Beispiel der Anbetung.

I.

Die lange Pilgerreise der Weisen aus dem Osten, die etwa von Mesopotamien aus durch endlose Wüsten nach Jerusalem zogen, um Jesus zu finden, hat wohl seit eh und je die Aufmerksamkeit vieler auf sich gelenkt. In ihr glaubt man, ein besonderes Vorbild des menschlichen Lebens überhaupt zu erkennen, das im Grunde eine einzige Pilgerfahrt sei. Was da in Mt 2 berichtet werde, sei unsere eigene Geschichte. Oder genauer: Es solle unsere Geschichte werden. Gott sei nicht einfach zu uns gekommen, sondern habe zugleich bewirkt, daß wir nun zu ihm gehen könnten. Man schreibt und predigt über die „selige Reise des gottsuchenden Menschen“ (K. Rahner). Der

¹ Vgl. F. J. Steinmetz, *Der Kindermord in Bethlehem*, in: GuL 46 (1973) 401–406.

Mensch dürfe seinen eigenen Schritt nicht unterlassen, auch wenn Gott tausend machen müsse, damit beide sich finden. Die Weisen gelten als Menschen, die im Sinne der Seligpreisungen nach Gerechtigkeit hungern und dürsten (Mt 5, 6). Ihr starkes, mutiges Herz, ihr Durchhaltevermögen und ihr Gehorsam werden gelobt. Hingegen tadelt man die anderen, die so ernsthaft dumm in ihren Alltagsgeschäften versunken seien und die Reise der Weisen für nutzlose Verschwendung halten.

Auch der Stern, den die Magier sehen (das griechische Wort „Magier“ heißt soviel wie „Sternkundige“) erhält in solchen Betrachtungen eine allgemeinere Bedeutung. Es sei das Licht selbst, das Jesus in die Finsternis dieser Welt gebracht hat, und dem man nun entgegengehen solle. Es sei aber ebenso die Unruhe unseres Herzens oder die Sehnsucht nach innerer Freiheit, ja auch das Bedauern, ein schwacher, sündiger Mensch zu sein, sei ein Stern. Kurz und mit einem Wort: Man solle nicht auf diejenigen hören, die in verdrossener Lebensklugheit zu Hause bleiben, sondern sich auf die Reise machen. Nur so werde man schließlich das wahre Glück, nämlich Gott selber finden.

Wenn ich recht sehe, sind Betrachtungen dieser Art in den letzten Jahren seltener geworden. Stattdessen vernimmt man in vielen Besinnungstagen oder auch Exerzitien scheinbar entgegengesetzte Akzente. Der Ort, wo Himmel und Erde sich berühren, wo das Glück zu finden sei, ja, wo Gott begegne, befände sich nicht am Ende der Welt, sondern hier auf dieser Erde, an der Stelle, die Gott uns zugewiesen habe. Das Bild vom Schatzgräber, der daheim bleibt und in die Tiefe geht, hat das von der Pilgerfahrt weitgehend zurücktreten lassen. Dabei denke ich etwa an die Geschichte vom Rabbi Eisik, der zu Fuß von Krakau nach Prag wandert, um dort unter der Brücke nach einem Schatz zu suchen, bis er lernt, daß dieser ebenso daheim unter dem Ofen zu finden war². Einen ähnlichen Schwerpunkt hat die kleine russische Legende von den beiden Mönchen, die bis ans Ende der Welt pilgern und dabei unzählige Gefahren bestehen, viele Entbehrungen erleiden und alle Versuchungen abwehren, um zu begreifen, daß man sein Glück auch finden kann, wenn man in einer Klosterzelle eingesperrt ist³. Und es gibt etliche Geschichten dieser Art.

Ich glaube nicht, daß diese scheinbar gegensätzlichen Tendenzen sich absolut widersprechen. Man hat eigentlich immer gewußt, daß „Pilgerfahrten der Füße“ allein nicht genügen. Vielmehr müsse sich das Herz in Bewegung setzen. Das betende und sich ehrlich in guten Werken übende Herz, nur ein solches wandere wahrhaft Gott entgegen. Jede Pilgerfahrt dürfe nur Aus-

² Nachzulesen in: *Das Thema*, München 1975, Heft 16/17, S. 74.

³ Vgl. F. Fichtl, *Materialien zur Bildmeditation*, Freiburg 1973, 128.

druck der inneren Hingabe sein, nicht ihr Ersatz. Das Buch der „Imitatio Christi“ meinte sogar: „Wer häufig wallfahrtet, wird selten geheiligt“ (I, 23). Und Gregor von Nyssa erklärte kurz und bündig: „Wenn du voller schlechter Gedanken bist, so bleibst du doch weit von Christus entfernt, auch wenn du nach Golgotha, zum Ölberg oder zur Auferstehungsstätte pilgerst“ (Ep 2, 17). Viele Kirchenväter äußern sich ähnlich und heutige Theologen warnen erst recht vor der immer naheliegenden Gefahr, einer vordergründigen Auffassung vom heiligen Ort zu erliegen, einer Art Gnadengeographie, wie sie kritisch genannt wird. Vielmehr habe sich Jesus mit seiner Gegenwart dort zugesagt, wo sich zwei oder drei im Glauben versammeln (Mt 18, 20)⁴.

Je nach den persönlichen Umständen der einzelnen wird man wohl Unterschiedliches betonen müssen. Es ist verständlich, daß man in einer Zeit wie der unseren, die vom Reisefieber des modernen Nomaden geschüttelt wird, die Schatz-Suche in der Tiefe betont. Es mag berechtigt sein, den Pilgerfahrten-Boom der letzten Jahre kritisch zu hinterfragen (vielleicht auch, aber nicht nur wegen des enormen Kostenaufwands). Trotzdem bliebt das Vorbild von den pilgernden Königen aus dem Osten für christliches Leben unaufgebar. Christsein heißt unterwegs sein, unter Mühen und Hoffnung auf Ziel und Vollendung gerichtet, zugleich aber getragen von der Gemeinschaft der Pilgernden. Das Bedürfnis, sich von den Alltagszwängen (Hektik des Arbeitsplatzes, enge Wohngemeinschaften usw.) zu befreien und Gott in einem „Raum“ zu begegnen, der jenseits des Alltags liegt, kann diesem Vorbild durchaus entsprechen, wie es die Erfahrung zeigt: Unzählige sind verwandelt nach Hause zurückgekehrt.

II.

Die Weisen aus dem Morgenland zogen nicht irgendwohin, sondern nach Jerusalem. Sie mußten dorthin ziehen, weil „das Heil von den Juden kommt“ (Jo 4,22). Der Messias ist dem Blute nach ein Nachkomme Davids und Abrahams. Israel ist in einem bestimmten Sinne vor allen anderen Völkern „privilegiert“, da es „mit den Worten Gottes betraut“ wurde (vgl. Röm 3, 1 f und 9, 4). Dementsprechend hat es auch den suchenden „Heiden“ in Mt 2 den Weg gewiesen. Die Frage, die uns nun bewegt, ist die nach seiner bleibenden Bedeutung.

Bis in unsere Zeit hinein ist darüber viel Gutes aber leider auch viel Unglückseliges gesagt und geschrieben worden. Ich darf zunächst einen m.

⁴ Vgl. P. Lippert, *Wallfahrten*, in: *Maria heute ehren* (Hrsg. W. Beinert). Freiburg – Basel – Wien 1977, 259–262.

E. weniger glücklichen Text zitieren. Er handelt vom Erschrecken Israels über die Ankündigung des neugeborenen Königs. Es sei erschrocken, weil es auf einen anderen Messias gewartet habe und immer noch warte. Es bleibe nun zurück. Wörtlich: „In diesem ‚Schrecken‘ des ‚Eigentumvolkes‘ über die Geburt seines Messias schattet sich bereits die Ablehnung Jesu durch sein Volk vor (vgl. Mt 21, 38 f; 23, 37; 27, 25), damit er der Messias der Heiden werden kann (vgl. Röm 11, 11–32), die ihn vorerst (d. h. vor Ostern!) noch bei den Juden suchen müssen. Mit Ostern findet die (zentripetale) Völkerwallfahrt (vgl. Jes 60, 6; Ps 72, 10 f) nach Jerusalem ihr Ende, weil nun die eschatologische (zentrifugale) Missionsfahrt des ‚wahren Israel‘ zu den Völkern beginnt (Mt 28, 18–20)“⁵. Die Konsequenz lautet daher messerscharf: Das Heidentum „braucht das Judentum nicht mehr. Deshalb kehren die Magier ‚auf einem anderen Weg heim in ihr Land‘ (Mt 2, 12)“⁶.

Der zitierte Text ist recht mißverständlich. Mit großem Wohlwollen kann man vielleicht noch heraushören, was dem Autor vorschwebt. Es geht ihm offenbar um die Überwindung dessen, was Paulus das „Israel dem Fleische nach“ nennen würde, weil es freilich keinerlei Heilsbedeutung hat. „Nicht alle, die aus Israel stammen, sind Israel . . . nicht die Kinder des Fleisches sind Kinder Gottes“ (Röm 9, 6–8). Es soll vermutlich zugleich erklärt und betont werden, daß Gottes Heil nicht an die jüdische Blutsverwandtschaft gebunden ist. Wenn es nur darum geht, dann wird man dem Gedanken zustimmen müssen. Um Christus, das Licht der Welt, zu finden, braucht kein Mensch heute mehr unbedingt wie die Weisen aus dem Morgenland nach Jerusalem zu pilgern und sich bei den Juden erkundigen. Unter dieser Rücksicht kann man mit aller Bescheidenheit und Vorsicht durchaus behaupten, daß Christus heute in anderen Völkern und Orten wahrscheinlich lebendiger gegenwärtig ist als ausgerechnet in Israel und Jerusalem. Allerdings wäre Ähnliches gewiß zu sagen über Rom und Konstantinopel oder andere berühmte Pilgerstätten. Christus ist vielmehr überall dort, wo man ihn aufnimmt (vgl. Jo 1, 11–13).

Erheblich weniger zustimmen könnte man dem Gedanken aber schon, wenn es um die allgemeine Bedeutsamkeit von Pilgerfahrten ins sogenannte „Heilige Land“ ginge. Zwar bin ich auch hier der Meinung, daß manche volkstümlichen Formulierungen irreführend sind, so etwa, wenn gesagt wird: „Durch die Menschwerdung Gottes ist der von Jesus Christus durchschrittene Raum für alle Christen zu einer einzigartigen Würde erhoben, zum ‚Heiligen Land‘ geworden“⁶. Ich glaube vielmehr, daß durch Gottes

⁵ J. Riedl, *Die Vorgeschichte Jesu* (Biblisches Forum 3), KBW-Verlag Stuttgart 1968, 32 bis 33.

⁶ B. Kötting, *Wallfahrt*, in: LThK, Bd. 10, sp. 943.

Menschwerdung die ganze Welt geadelt und geheiligt wurde, aber wiederum so, daß es auch heute stets darauf ankommt, daß man Ihn aufnimmt. Richtig hingegen ist, daß es recht nützlich und sinnvoll sein kann, die biblischen Stätten zu besuchen, so wie es bedeutsam sein kann, die Heimat unserer Väter und Vorfahren aufzusuchen, auch wenn diese längst nicht mehr dort leben. Allerdings käme es dann wesentlich darauf an, daß man sich wirklich mit den Glaubens- und Lebenszeugnissen der Väter befaßt und sich tatsächlich in die Ur-Erfahrungen unserer eigenen Heils- und Offenbarungsgeschichte zurückvertieft, also nicht bloß alte Steine bestaunt und sich in historische Quisquillen verliert. Solches aber vorausgesetzt, scheint es mir abwegig, das Ende der Völkerwallfahrt nach Jerusalem leichtfertig heraufzubeschwören.

Völlig falsch aber wäre der mißverständliche Satz vom „nicht mehr gebrauchten Judentum“, wenn er radikal verstanden, d. h. wenn das paulinische „Israel dem Fleische nach“ mit dem heute lebenden konkreten Israel verwechselt würde. Solches nachzuweisen ist nicht schwer. Die ausführliche Antwort darauf hat schon Paulus im 11. Kapitel seines Römerbriefes gegeben; man sollte nicht müde werden, es allen Christen heute in Predigt und Katechese oder an Bibelabenden nahezubringen.

„Sind sie etwa gestrauchelt, damit sie zu Fall kommen? Keineswegs! Vielmehr kam durch ihr Versagen das Heil zu den Heiden, um sie selbst eifersüchtig zu machen ... Wenn aber einige Zweige herausgebrochen wurden und wenn du als Zweig vom wilden Ölbaum in den edlen Ölbaum eingepropft wurdest und damit Anteil erhieltest an der Kraft seiner Wurzel, so erhebe dich nicht über die anderen Zweige. Wenn du es aber tust, sollst du wissen: Nicht du trägst die Wurzel, sondern die Wurzel trägt dich. Nun wirst du sagen: Die Zweige wurden doch herausgebrochen, damit ich eingepropft wurde. Du hast recht: Sie wurden herausgebrochen, weil sie nicht glaubten; du aber stehst nur deshalb, weil du glaubst. Sei daher nicht überheblich, sondern fürchte dich“ (Röm 11, 11–20). Soweit Paulus.

Wer von diesem Text aus, der m. E. keines weiteren Kommentars bedarf, die Geschichte zwischen Judentum und Christentum betrachtet, wird über das, was geschehen ist, erschrocken den Kopf schütteln. „Man kann wohl sagen,“ so hat es H. Urs von Balthasar einmal ausgedrückt, „daß nirgends in der Welt- und Geistesgeschichte weniger geredet wird, nirgends eine unendlichere, unabsehbare Wüste von Schweigen sich ausdehnt als an dieser Stätte ... an dem Orte, wo das eine, erwählte Volk Gottes, die Mitte der Weltgeschichte, sich zu sich selber verhält als Alter und Neuer Bund. Zwar ist ein eifriges Gespräch in Gang zwischen den Büchern, die diesen doppelten Bund ausdrücken und davon zeugen ... Ihre leben-

digen menschlichen Träger aber leben seit Jahrtausenden aneinander vorbei, ohne sich in die Augen zu blicken⁷. Und das war im Blick auf die jüdische Leidensgeschichte noch das geringere Übel.

Gott sei Dank mehren sich die Anzeichen dafür, daß die Zeit des Schweigens allmählich zu Ende geht. Nicht zuletzt das Zweite Vatikanum hat einen hoffnungsvollen Neubeginn eingeleitet⁸. Die kaltblütige Gegenüberstellung von zentripetaler und zentrifugaler Jerusalem-Fahrt, wobei die letztere die erste einfach hin ablöse, gehört in die Klamottenkiste theologischer Kurzschlüsse. Jedes Schisma im Gottesvolk rächt sich für beide Teile. Das tiefste notwendig am ärgsten. Man sollte vielmehr darauf hoffen, daß bestimmte Dimensionen der Christuswirklichkeit, die von uns vergessen wurden, zum Aufleuchten kommen, wenn Gott uns zu neuem Austausch mit einem ebenso gesprächsbereiten Israel führt⁹.

Ob diese Aufgabe schwerer ist als die, die den Weisen aus dem Morgenland gestellt war? Ich meine, H. Spaemann tut gut daran zu erinnern: „Ist einmal die ‚trennende Scheidewand‘, die Feindschaft, die Christus in seinem Tod am Kreuz grundlegend besiegt hat (Eph 2, 14), endgültig gefallen, die zwischen den Berufenen aus den Juden und den Heiden, dann ist wohl das Entscheidende zur Überwindung von Feindschaft überhaupt geschehen: Aller Bruderkenntnis und -liebe zwischen Menschenbrüdern ist dann das Tor geöffnet“¹⁰. Um diese Aufgabe zu lösen, sollte uns keine Anstrengung zu schwer sein.

III.

„Als sie den Stern sahen, wurden sie von großer Freude erfüllt. Sie gingen in das Haus und sahen das Kind und Maria, seine Mutter; da fielen sie nieder und huldigten ihm“ (Mt 2, 10 f). Bei der Betrachtung dieser Stelle, die von der Anbetung des Christuskindes durch die Magier berichtet, möchte ich zunächst an ein Wort von Alfred Delp erinnern. Es lautet: „Brot ist wichtig, die Freiheit ist wichtiger, am wichtigsten aber ist die ungebrochene Treue und die unverratene Anbetung“¹¹. Seine Hinrichtung durch die Nazis (weil er Christ und Jesuit war und bleiben wollte) am 2. Februar 1945 in Plötzensee beweist, wie ernst er dieses Wort genommen hat. Zugleich

⁷ H. Urs von Balthasar, *Einsame Zwiesprache. Martin Buber und das Christentum*. Köln und Olten 1958, 9.

⁸ Vgl. die Erklärung über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen „Nostra aetate“ Nr. 4.

⁹ Vgl. Schalom Ben-Chorin, *Judentum und Christentum im technologischen Zeitalter*. Kyrios-Verlag, Freising, 1972.

¹⁰ H. Spaemann, *Die Christen und das Volk der Juden*. München 1966, 59.

¹¹ A. Delp, *Im Angesicht des Todes*, Frankfurt 1947, 125.

muß ich an ein Bild über die Heiligen Drei Könige (entstanden 1911) von Emil Nolde denken, weil er die Weisen aus dem Morgenland nicht einfach problemlos niederknien läßt, sondern auch etwas von ihren Hemmnissen und Schwierigkeiten andeutet. Auf diese Weise hält er uns gewissermaßen einen Spiegel vor, in den wir nun abschließend hineinschauen wollen¹².

Es ist kein liebliches Bild. Die Nazis haben es 1937 in die Münchener Ausstellung „Entartete Kunst“ aufgenommen. Ohne schmückendes Beiwerk, ohne viel Drum und Dran zeigt Nolde knapp und karg psychologische Gegensätze auf. Er stellt vor allem die Nähe oder Ferne der Menschen zum Christuskind dar, er erinnert gewissermaßen an den Weg des Menschen aus dem Dunkel des Kleinglaubens in das Licht der Anbetung. Und das ist irgendwie immer noch unsere Situation, auch wenn wir uns eifrig in den Kirchen versammeln, um die Geburt des Jesuskindes zu feiern.

Ohne Zweifel werden sich viele aus guten Gründen wenigstens teilweise mit dem vorderen König identifizieren können, der wunderbar blaugewandet schon teil hat an den strahlenden Lichtreflexen, die von der Mutter und ihrem Kind ausgehen, während die beiden anderen Könige dahinter noch verhalten im Schatten stehen. Das Bild zeigt vor allem den Augenblick, in dem der erste König erkennt, daß Jesus der Messias ist. Seine Einigkeit mit dem Kind kommt deutlich zum Ausdruck. Seine Stirn ist ohne Krone und frei, also nicht mehr festgehalten von irdischer Macht. Er anerkennt das Reich des neugeborenen Kindes als das einzige bleibende. Er lebt aus dem neuen Leben, das dieses Kind gebracht hat.

Aber wenn wir kritischer fragen, ob all das wirklich schon auf uns zutrifft, ob wir uns wahrhaft ehrlich um die Gotteskindschaft bemühen, ob wir aufrichtig sind, wenn wir beten „Vater, Dein Wille geschehe“, ob wir auch im Alltag nicht unsere Ehre, sondern wie Jesus die Ehre Gottes des Vaters suchen, – dann mag es wohl sein, daß noch einmal viele sich eher im Bild des zweiten Königs erkennen.

Seine Hände sind schon gefaltet. Sie sind sogar zur Bildmitte geworden („Anbetung“) und bereiten den Augenblick vor, in dem auch er ganz im Licht sein wird, denn noch fällt Dunkelheit auf ihn. Doch der Weg ist klar: Augen und Hände sind fest auf das Ziel gerichtet. Seine Krone scheint schon zu verblassen. Es braucht nur noch ein paar Schritte – freilich Schritte von einer Welt in die andere – damit auch sein Haupt frei wird und er mit Christus herrschen kann; denn Jesus entmachtet uns nicht, sondern krönt uns mit wahrer Herrlichkeit, so wie er Maria und alle Heiligen gekrönt hat; denn allen, die ihn aufnahmen, gab er Macht, Kinder Gottes zu werden,

¹² Die letzte Betrachtung ist inspiriert durch „Vom Kommen Gottes“ (Hrsg. Bistum Essen). Bildbetrachtung zur Advents- und Weihnachtszeit. Seite 81–85.

allen, die an seinen Namen glauben (vgl. Jo 1, 12). Aber noch ist ein Zögern im Gesicht des zweiten Königs, immer noch hält ihn etwas zurück.

Angesichts dieser Gestalt kann man sich fragen, was uns eigentlich aufhält oder hemmt, die Knie ganz vor Jesus zu beugen. Sind es die Enttäuschungen des bisherigen Lebens? Sind es Vorurteile oder eigenwillige Berufspläne, die nicht in Erfüllung gehen wollen? Sind wir verbittert über etwas Böses, das man uns angetan hat? Oder sind es gar positive Dinge, die wie eine gleißende Krone auf unserem Kopf lasten, so daß es uns schwerfällt, sie abzulegen: politische Macht, Ruhm der Wissenschaft, strotzende Gesundheit?

Aber selbst, wenn jemand sich sagen müßte, er habe nicht einmal die Erkenntnis-Stufe des zweiten Königs erreicht; er habe also noch einen sehr weiten Weg vor sich; er sei sozusagen wie der dritte König auf Noldes Gemälde noch völlig eingetaucht ins Dunkel der Selbstherrlichkeit: Selbst ein solcher darf sich sagen, daß er irgendwie schon unterwegs ist in das Geheimnis der Anbetung hinein. Zumindest ist er doch hergekommen, um die altvertraute Geschichte von den Weisen aus dem Morgenland noch einmal zu hören. Seine Augen sind trotz allem aufgerissen von einer wenn auch kaum faßbaren Ahnung. Es ist die Ahnung von der ganz anderen göttlichen Macht und Herrlichkeit Jesu, die ihn staunen, aber noch nicht glauben läßt. Eine kaum sichtbare Verwandlung bahnt sich an. Die Hoffnung, daß diese ihn einmal ganz ergreift, ist klein. Doch sie ist da und somit auch die Möglichkeit, daß er eines Tages die Anbetungs-Schritte des zweiten und schließlich des ersten Königs nachvollzieht: Auch er wird die Hände falten, die ängstlich bewahrte eigene Krone wird blasser und leichter werden, sein Gesicht wird menschlicher erscheinen, seine Augen werden ruhiger schauen und sich vertrauend dem Stern überlassen, den Gott uns aufgehen ließ. Dann kommt die Stunde, wo auch er anbetend teilhaben wird am Königthum des Kindes von Bethlehem, das einmal von sich sagen wird: „Wer mich sieht, hat den Vater gesehen“ (Jo 14, 9).

Ich weiß, daß auch dies noch mißverständlich ist und mißdeutet werden kann, etwa als Flucht vor der eigenen Welt-Verantwortung oder als Rückkehr in kindliche Verhaltensweisen. Man wird sagen, der moderne Mensch sei weit komplizierter und skeptischer noch, als es Noldes Gemälde andeute. Im Grunde verkünde er auch nichts anderes als die alte Lehre: Das Himmelreich anzunehmen wie die Kinder (vgl. Mt 18, 3), die sich auf seinem Bild um das Geschehen der Anbetung drängen. Das aber würde damals wie heute nur wenige ansprechen. – Man kann alle diese Behauptungen lesen oder hören und auch ernst nehmen. Ich zweifle nicht daran, daß die alte Botschaft vom Königthum des Kindes entscheidend bleibt. Der Stern von Bethlehem wird niemals untergehen.